



Rezension

Subjekt, Sinn und Sein – die wechselseitige Steigerung von Daseins- und Psychoanalyse.

Zu: A. Holzhey-Kunz, *Das Subjekt in der Kur. Über die Bedingungen psychoanalytischer Psychotherapie*. Wien: Passagen Verlag, 2002

26 Joachim Küchenhoff

1. Zur Aktualität des Buchs

Das alte, für die Entwicklung der Psychoanalyse maßgebliche Konzept des Traumas hat in Psychiatrie und Psychotherapie in den letzten Jahren eine bemerkenswerte Renaissance erlebt. Sie kann nachdenklich stimmen; neben vielen anderen, tragfähigen Beweggründen hat sie auch damit zu tun, dass das Trauma immer wieder, besseren Wissens ungeachtet, allein als schicksalhaftes Außenereignis, nicht als Relation von Ereignis und Verarbeitungskapazität, dargestellt wird, mit der Folge, dass Traumata als nur erlittene, nicht vom Subjekt angelegene Katastrophen verstanden werden. Solcherart verkürzte Traumatheorien erzeugen einseitige Therapien, die sicherlich hilfreich, stützend, empathisch sein mögen, die aber in Gefahr sind, ihrerseits ebenfalls zu sehr von außen zu kommen und das traumatisierte Subjekt auszuklammern. Traumatherapie verkürzt sich so zur quasi-medizinischen Maßnahme.

Die Tendenz zur einseitigen Medizinalisierung psychiatrischer und psychotherapeutischer Interventionen läßt sich auch andernorts beobachten. Dass der Krankheitsbegriff in den gültigen Klassifikationsinventaren durch „Störung“ ersetzt worden ist, konnte erst einmal hoffen lassen, dass das Krankheitsparadigma kritisch hinterfragt wird. Diese Hoffnung hat getrogen; abgesehen davon, dass der Störungsbegriff durchaus nosologisch verwendet wird, führt er seinerseits eine Norm ein, er ist buchstäblich zu nehmen: psychische Krankheit ist Ordnungsverlust, disorder, ist Störung, also ein Defizit, das es zu beseitigen gilt, weil es zu weiteren Defiziten führt. Störungen provozieren störungsspezifische Maßnahmen ihrer Elimination. Nur konsequent ist es, dass das Aufkommen des Störungsbegriffs mit der entschlossenen Biologisierung der Psychiatrie verbunden ist.

Das vorliegende Buch erhebt Einspruch, gegen die verdinglichten, zweckrationalen, Zusammenhänge abschneidenden, an Defektmodellen orientierten Psychopathologien und Therapien. Es setzt ihnen die so ganz anders gelagerte Trias von Subjekt, Sinn und Sein entgegen, aus der heraus die Bedingungen psychoanalytischer Psychotherapie gewonnen werden. Es ist in vielerlei Hinsicht

ein provokatives Buch, nicht nur weil es sich dem positivistischen main stream widersetzt, sondern auch weil es zugleich eine theoretisch nicht über sich selbst aufgeklärte Psychoanalyse und eine theoretisch zu kurz ansetzende Daseinsanalyse in Frage stellt. Es ist mit unbestechlicher intellektueller Schärfe und Klarheit geschrieben, es nimmt auf vorschnelle Befriedung oder glättende Parteinahme keine Rücksicht. Zugleich läßt es den Leser immer an den zurückgelegten Denkschritten teilnehmen.

27

2. Zum Inhalt des Buchs

Alice Holzhey geht zu einer zentralen Grunderkenntnis Freuds zurück, nämlich dass (neurotische) Symptome einen Sinn haben. Dabei geht es ihr nicht nur um den konkreten und spezifischen Sinn, sondern um die Tatsache der Sinnhaftigkeit überhaupt. Wenn nun ein Symptom nicht auf Defizienz verweist, sondern sinnhafter Ausdruck ist, dann verweist es zwingend auf den Urheber dieses Sinns, auf das Subjekt der Erfahrung. Das Projekt der Psychoanalyse zeichnet sich dadurch aus, dass es diese Subjektivität auch dort auffindet, wo die Bewusstseinsphilosophie, ja selbst eine Hermeneutik des Gesprächs, die Suche längst aufgegeben hat.

Diese Suche kann allerdings innerhalb der Psychoanalyse ohne zwingende Not verkürzt werden, und dagegen wendet sich die Autorin. Ein nur genetisches Verstehen ist ein Verstehen, durchaus, aber es unterschlägt die Subjekthaltigkeit des aktuellen Erlebens und die in ihr enthaltene Intentionalität. Die Frage nach dem „Warum“ muss also immer durch die nach dem „Wohin“ ergänzt werden.

Für das Verstehen ist im Kanon der Wissenschaften traditionell die Hermeneutik zuständig. Alice Holzhey setzt sich energisch und mit vollem Recht für eine „analytische Hermeneutik“ ein. Eine Texthermeneutik wird der Intention des handelnden Subjekts nicht gerecht. Eine Tiefenhermeneutik fällt rasch in die Aufklärung der Genese von Subjektivität zurück, sie kommt nicht ohne pathologisierende Verkürzungen in der Analyse des Hier und Jetzt des Gesprächs aus. So steht sie in Gefahr, z.B. bei A. Lorenzer, in einer besonderen genetischen Falle sich zu verheddern, nach der nicht der Handlungsvollzug, die „Lebenstechnik“ erfasst



28 wird, die das Symptom eben auch ist, sondern nur die symptomatische Auswirkung einer fehlgeleiteten Bildungsgeschichte. Auch eine Hermeneutik des Gesprächs greift zu kurz, um als wissenschaftstheoretische Grundlage einer analytischen Hermeneutik in Frage zu kommen. Zu sehr bleibt die Gadamerische Hermeneutik letztendlich einer positiven Anthropologie verpflichtet, die zwar in der Lehre vom nicht hintergehbaren Vor-Urteil Differenzenerfahrung erfassen kann, die aber doch in der Verschmelzung der Horizonte schließlich auf Versöhnung setzt.

Alice Holzhey will an der psychoanalytischen Erfahrung bewahren, dass sie auf einer negativen Anthropologie aufbaut. Diese erlaubt es nicht, allein das starke Subjekt zu betonen, das es nur zu befreien gelte, sondern sie erfasst ein Subjekt, das auf der Suche nach sich selbst bleibt, auch da, wo es sich als suchendes gar nicht weiß, das aber ohne die Aussicht sucht, je sich in Selbstmächtigkeit zu vollenden. Es bleibt der Erfahrung des konstitutiven Mangels ausgesetzt, die es zu sehen, besser: zu hören gilt (die Autorin führt den Begriff der Hellhörigkeit in die wissenschaftliche Diskussion ein!), damit sie integriert, angenommen werden kann.

Dieser Mangel ist aber nicht nur den lebensgeschichtlich wirksamen Kontingenzen geschuldet, so wichtig sie auch sind, sondern auch einem Mangel an Sein. Hier tritt die dritte Bestimmungsgröße der – von mir so genannten – Trias von Subjekt, Sinn und Sein in ihr Recht. Sein ist nicht mit Sinn identifizierbar, Sein und Sinn klaffen auseinander. Um das Aufspringen dieser Differenz zu fundieren, braucht es andere theoretische Bezugsrahmen, nämlich solche, die den Seinsmangel zu denken erlauben. So klar, wie Holzhey zuvor die Inanspruchnahme der Hermeneutik Gadamers zur Begründung einer psychoanalytischen Psychotherapie zurückgewiesen hatte, so klar, wie die Handlungstheorie von R.Schafer gewürdigt und als zu leicht für die Last dieser Begründungsaufgabe angesehen wurde, so deutlich fällt die Stellungnahme zugunsten von J.P.Sartres „für sich sein“ aus. Sartre gelingt es, die Erfahrung des Scheiterns im „für sich sein“ zu erfassen, und zugleich aus ihm heraus Freiheitsbedingungen zu erarbei-

ten, die genau an der Spitze dieses Scheiterns liegen, nämlich dort, wo es übernommen werden muss, wo jeder das zu sein hat – oder die Möglichkeit, das zu ergreifen – , was er ist. Daß Sartre selbst die Freudsche Analyse zugunsten der eigenen existentiellen Psychoanalyse verurteilte, erscheint in einem anderen, versöhnlicheren Licht, der Gegensatz relativ, und Holzhey zeigt, das Sartre gut daran getan hätte, seinerseits im Zuge der allgemeinen Analyse des Seins nicht die konkrete und individuelle Lebensform aus dem Auge zu verlieren, um die es Freud doch gerade geht.

Der Weg von Sartre zu Heidegger ist nun nicht mehr weit, in Heideggers Analyse der Stimmungen findet Holzhey die zweite theoretische Grundlegung einer analytischen Hermeneutik. Gerade die Stimmungen sind wichtig, erschließen sie doch, über die kognitiven Funktionen hinaus, in besonderer Weise die Faktizität der eigenen Existenz. Die schon erwähnte Hellhörigkeit, über die gerade der psychisch Leidende verfügt, erlaubt es, diese Faktizität des Seins zu erleben, deren Aspekte Holzhey entfaltet, als Leiden an der Geworfenheit, als Leiden an der Jemeinigkeit, der Gleichgültigkeit der Welt, als Leiden am anderen, an der Paradoxie der Freiheit und schließlich an der Vergänglichkeit.

Nie gerät bei alledem die Freudsche Psychoanalyse aus dem Blick, und es ist eindrucksvoll zu sehen, wie der Rückblick, die Rückwendung aus der Höhe der jeweils erarbeiteten Positionen die psychoanalytischen Konzepte erhellt und durchsichtig macht. Triebverzicht ist mehr, als das Wort vorgibt, nämlich Verzicht „auf jene Lebensform, in der das ‚Eigene‘ vom ‚Andern‘ noch ungetrennt ist, zugunsten einer Lebensform eines ‚Subjekts‘, das undelegierbar sein eigenes Leben zu leben hat.“(S.138). Das ist der Kern der ödipalen Erfahrung, zu sich Stellung beziehen zu müssen, sich in der eigenen Geschlechtlichkeit, der Andersheit und in der Generationenfolge zu situieren.

Die Besonderheit der psychoanalytischen Hermeneutik wird so Schritt um Schritt klarer. Psychoanalytische Erfahrung beansprucht nicht ein „positives Sinnwissen“(S.241). Seelisches Leiden ist nicht nur Ausdruck eines gemeinen Unglücks, sondern wurzelt auch in der (zu) schweren Last der *conditio humana*



30 (S.243). Der Sinn des Symptoms verweist immer auch auf abgründige Seinserfahrungen. Diese lassen sich nicht im Sinn aufheben. Psychoanalytische Hermeneutik ist sich dieser Grenzen bewusst und verzichtet daher auf einen Universalitätsanspruch.

3. Zur Würdigung des Buchs

Es gibt nicht viele Bücher, die zu denken geben und durch diese Gabe den Leser beschenken – dieses ist eines.

Es ist ein unerschrockenes Buch, aus großer Kenntnis von mindestens drei Fachrichtungen heraus geschrieben, der Daseinsanalyse, der Psychoanalyse und der Philosophie des 20. Jahrhunderts. Dieses Wissen wird ohne jede Arroganz, aber mit Bestimmtheit genutzt, um die drei Bereiche zusammenzudenken, sie durch am Grundsätzlichen ansetzenden Reflexionen zu verbinden.

Das Buch aber ist nicht nur ein großer Wurf. Zu sehr ist die Autorin der hermeneutischen Dialektik von Teil und Ganzem verbunden, als dass sie sie in ihrer Darstellung missachtete. Die zentrale Argumentationslinie steht den detaillierten Auseinandersetzungen gegenüber, die es erlauben, die bereits erwähnten Autoren besser zu verstehen, aber auch Stellung zu beziehen, z.B. zum Verhältnis von Klinik und Forschung in der Psychoanalyse oder zur Zweckrationalität der Psychotherapie.

Vielleicht ist es angemessen, von einem Tabu in der gegenwärtigen psychoanalytischen Diskussion zu sprechen, das die anthropologischen Grundlagen der Psychoanalyse betrifft. Um die Fundierung der Psychoanalyse in Geschichtlichkeit, die für die klinische Praxis so wichtig ist, nicht für die Metapsychologie zu gefährden, so scheint es, erlegt sich die Psychoanalyse eine Anthropologie-Abstinenz auf, die allerdings nicht aufklärt, sondern verschleiert, weil sie nicht erlaubt, die durchaus vorhandenen impliziten anthropologischen Grundannahmen zu klären und dadurch kritisierbar zu machen. Die Begegnung mit der Daseinsanalyse kann auf diese Abstinenz aufmerksam machen und zu einer Bewusstwerdung dieser impliziten Vorannahmen führen.

Dass die Subjektivität und der Sinn auch dort, wo das Bewusstsein nicht mehr hinreicht, aufgefunden werden können, dass Symptome Sinn machen und oft geradezu der letzte Zufluchtsort einer beschädigten Subjektivität sein können, diese Grundanliegen der Psychoanalyse verteidigt das vorliegende Buch; leider rennt es damit keine offenen Türen ein, nicht außerhalb, aber auch nicht innerhalb der Psychoanalyse.

Die Psychoanalyse ist theoretisch nicht an ihrem Ende angekommen. Als lebendige Wissenschaft führt sie die Selbstverständigung über die eigenen Grundlagen weiter. Sie braucht dabei die Philosophie; die Daseinsanalyse stand der Philosophie immer näher, davon kann die Psychoanalyse profitieren, ebenso wie die Daseinsanalyse von der Radikalität des Freudschen Denkens und seinem sehr anspruchsvollen Theorie-Praxis-Verhältnis profitieren kann, das dazu zwingt, die höchst individuelle Erfahrung in der Kur ernstzunehmen, auch in ihren Rückwirkungen auf die Theorie, die der Praxis nicht nur vorausgeht.

Der Psychoanalyse eine negative Anthropologie, eine Theorie des Mangels zugrunde zu legen, erscheint mir richtig und erhellend zu sein. Natürlich stellen sich an diesem Punkt auch Fragen, die sich bei der Lektüre ergeben. Ist eine Hermeneutik der Faktizität die einzig mögliche theoretische Ausgangsbasis, um jene (die Theorie des Mangels) zu begründen? Wie steht sie zu den Alternativen, die sich noch anbieten? Nur zwei Hinweise sollen diese Fragen nicht beantworten, sondern lediglich verdeutlichen.

Die erste Frage betrifft die Entgegensetzung von subjektzentrierter und entwicklungspsychologisch-genetischer Hermeneutik, die Holzhey dazu dient, eine anthropologische Konzeption gegen das Übergewicht genetischen Verstehens in Anschlag zu bringen. Ist dieser Gegensatz nicht innerhalb der Freudschen Psychoanalyse zu überbrücken, und zwar mit einem der zentralen Begriffe der Psychoanalyse, der Übertragung, die ja doch viel mit dem verwandten, allerdings psychoanalytisch nicht verankerten Begriff der Übersetzung zu tun hat? Der Begriff Übertragung beschreibt doch gerade das Ineinander von Vergangenheit und Gegenwart, und zwar dergestalt, dass nicht einfach ein genetischer



32 Schematismus sich reproduziert, sondern dass die Gegenwart aus den Erfahrungsschemata heraus jeweils gestaltet wird, so dass die Gegenwart die Vergangenheit ebenso gestaltet wie umgekehrt – dies scheint mir der Grund zu sein, dass alle psychoanalytischen Verfahren sich heute darüber einig sind, dass die Arbeit an und in der therapeutischen Beziehung der Gegenwart Vorrang hat. Wenn dies richtig ist, bräuchte es an dieser Stelle den Rekurs auf die Daseinsanalyse nicht.

Das zweite Beispiel richtet sich auf ein Detail des Buchs, das nicht besonders prominent erscheint, mit dem das Buch aber abschließt; dadurch erhält es Gewicht. Am Ende steht die Kritik an den antihermeneutischen Konzepten von J.Lacan und J.Laplanche, deren Unvereinbarkeit mit der von Holzhey beschriebenen analytischen Hermeneutik ausdrücklich festgehalten wird. Zu fragen ist, ob nicht an dieser Stelle ohne Not mögliche Verbindungen vorschnell zerschnitten werden, wie schon vorher im Text die zum Dekonstruktivismus. Diese Diskussion ist hier nicht in der notwendigen Tiefe zu führen. Einige Hinweise müssen genügen. Angehrn (2003) hat jüngst gezeigt, wie der Dekonstruktivismus von J. Derrida das hermeneutische Anliegen in einer bestimmten Akzentuierung weiterführt und wahr; ich selbst habe andernorts die Philosophie von J. Derrida als mögliche Grundlage der psychoanalytischen Metapsychologie ins Spiel zu bringen versucht (Küchenhoff 2004). Ich beschränke mich im Folgenden auf die Abweisung von J.Lacan. Durch diese wird, wie gesagt, ein Potential an Gemeinsamkeiten und Übereinstimmungen nicht genutzt. Ich habe das Buch von Holzhey auf der Grundlage des Spannungsfelds der drei Grundbegriffe Subjekt, Sinn und Sein gelesen. Holzhey betont immer neu, dass die Dimensionen einander nicht überblenden und überdecken dürfen. Ist dieses Spannungsfeld so weit entfernt von demjenigen, das Lacan zwischen dem Imaginären, dem Symbolischen und Realen aufbaut? Dabei geht es mir nicht um eine Punkt-für-Punkt-Zuordnung der drei Terme, sondern um ihren Verweisungszusammenhang. Zwischen Subjekt, Sinn und Sein bestehen Differenzen, ebenso wie sie aufeinander verweisen. Könnte es nicht hilfreich sein, die bei Lacan ausgearbeitete

Figur der wechselseitigen Anweisung dreier Terme mit dem eigenen Ansatz zu verbinden? (Zu Unrecht unterstellt m.E. Alice Holzhey, dass Lacan die Signifikantenketten des Symbolischen zum eigentlichen Subjekt erhebt; gegen dieses substanzialistische Denken ist Lacans Denken in Wechselwirkungen gerade gerichtet.). – Inhaltlich fruchtbarer ist möglicherweise, die im Ergebnis vergleichbaren, von ihrer Herleitung freilich ganz unterschiedlichen Konzeptionen des Mangels zu vergleichen. Der Lacansche Ansatz könnte seine Fundierung im Heideggerschen Seinsdenken dadurch klarer fassen, die analytische Hermeneutik sich bereichern um die Dimension der Sprache und der Bedeutung von Sprachlichkeit für die Einführung des Mangels.

Dies sind Feinheiten, die nicht entscheidend sind, Beispiele dafür, daß das Buch zum Nachdenken herausfordert, zum Weiterdenken einlädt. Es ist ein Buch, das die richtigen Fragen zur richtigen Zeit stellt, ein notwendiger Text, dem man nur wünschen kann, daß er im Dreieck zwischen Philosophie, Psychoanalyse und Daseinsanalyse nicht untergeht, sondern von allen drei Bereichen gleichermaßen ernstgenommen und für einen neuen Anlauf eines transdisziplinären Diskurses genutzt wird.

Literatur

Emil Angehrn: *Interpretation und Dekonstruktion. Untersuchungen zur Hermeneutik*. Weilerswist 2003

Joachim Küchenhoff: *The analyst's clinical theory and its impact on the analytic process in psychoanalytic psychotherapy*.

In: Anastasopoulos D, Papanicolaou E (ed.): *The therapist at work*. Karnac London, p.1-17